

Früchte zu malen.“ Daß man sich an ihnen delectieren könne, oder, um es drastisch zu sagen: zum Anbeißen. Ein andermal sagt er, wie Vollard, sein amüsanter Hausbuchschreiber, berichtet: „Ich habe einen Teller lieber, der einen Sous kostet, mit drei hübschen Tönen darauf, als eine kilometerhafte, erzstarke, langweilige Malerei.“ Und dabei wußte Renoir die Bilder der Alten zu schätzen. Als ihn Meier-Gräfe einmal fragte: wo man eigentlich das Malen erlerne, antwortete Renoir: Parbleu, im Museum. In der Tat hatte er sein Gefühl für die malerische Qualität und für die Wunder der Technik im Louvre geweckt und erzogen. Und wenn er auch dann im Walde von Fontainebleau keinerlei fremde Leinwand zwischen sich und der Natur dulden wollte, vielmehr als begeisterter Impressionist nur dem Eindruck des Augenblicks sich hingab, so hat er später geradezu Wert darauf gelegt, sich von den Museen belehren zu lassen. Er hat auch beträchtliche Reisen gemacht, um in den großen Galerien Italiens und Spaniens die Werke der vornehmsten Meister kennen zu lernen. Diese andächtige Neigung entsprach seinem Grundgefühl, das die Kunst als etwas durchaus Aristokratisches empfand.

Aber gerade darum, weil er es schätzt, dem vollen Orchester des Rubens, des Velasquez und des Rembrandt auf die Spur zu kommen, liebt er die drei simplen Töne auf dem schlichten Teller. Aus drei Tönen läßt sich schon allerlei machen. Renoir kennt solch Geheimnis. So hat er selbst einmal angefangen, 1854, mit dreizehn Jahren, als Porzellanmaler.

Er pinselte kleine Sträußlein auf Eßgeschirr, das Dutzend für fünf Sous. Dabei zeigte sich der Knabe überraschend anständig, bald bekam er schwierigere Aufgaben, Köpfe und Figuren. Auch das gelang. Der Werkstattbesitzer merkte auf, und als er gelegentlich einige

Blätter sah, die Auguste nach der Natur gezeichnet hatte, empfahl er den Eltern, ihren Jungen einen richtigen Kunstmaler werden zu lassen. Auguste quittierte die Porzellanmalerei; um aber die Kunst richtig studieren zu können, mußte er sich ein kleines Kapital schaffen. Er begann, was damals Mode war, Fenstervorhänge, Stores zu bemalen. Bald verdiente er ein stattliches Stück Geld. Nach drei Jahren war er soweit; er ging zum Maler Gleyre, bei dem er auch Monet und Sisley als Novizen traf. Von da an verlief das Leben Renoirs ohne äußeres Ereignis, ohne Bruch, ohne Sensation, ohne Tragik. Er hat gewiß manchmal gehungert, aber manchmal, wenn er bei seiner Mutter aß, hatte er soviel, um sich die Taschen voll zu stecken mit Brot für Monet. Er hat sich auch redlich mit den Bilderhändlern herumschlagen müssen und ist vom Salon, wie sich das für das Genie gehört, refüsiert worden. „Aber“, pflegte er zu sagen „glücklicherweise kann kein Blödsinn der Welt einem Maler das Malen verleiden.“ Und Renoir war ein Maler. Mit seinen Kameraden, den Impressionisten, fand er nach und nach Freunde und Käufer. Durand-Ruel, der instinktsichere Händler, erkannte auch Renoir. Ein entzündbarer Sammler Chocquet und der Schriftsteller Duret ließen sich Renoir nicht entgehen und sicherten sich für einige hundert Franken Bilder, die im Besitzwechsel der Jahrzehnte den Preis von vielen Zehntausenden erreichten. Daneben malte Renoir Porträts, für die Schusterfrau, wenn er ein Paar neue Stiefel brauchte, aber auch sonst für jeden, der bestellen mochte. War das Modell gar zu häßlich, so betrieb er sein Geschäft als eine Art Kasteiung. Doch sind ihm bei alledem Bildnisse gelungen, die zu den schönsten, den lebenswahrsten und den geschmackvollsten der neuen Zeit gehören. Ohne